

Europäische Ethnologie als Oberflächenwissenschaft – zur Einführung in provozierender Absicht

Timo Heimerdinger

Die Rolle als Gast- und Herausgeber gibt mir die Möglichkeit, mit einer Anekdote zur Genese des Tagungstitels zu beginnen. Dies wäre vollkommen überflüssig und maniert – denn fast jede Tagungsorganisation produziert im Vorfeld anekdotenfähiges Material – wenn diese Anekdote nicht unmittelbar und mitten in die Tagungsthematik führen würde:

Diese Tagung sollte nämlich ursprünglich etwas anders heißen. Unser erster Vorschlag lautete: »Äußerungen. Europäische Ethnologie als Oberflächenwissenschaft«. Doch dieser Titel löste Befremden aus. Denn nach der Übermittlung unseres Vorschlags an Vorstand und Hauptausschuss der dgV wurden wir prompt ein klein wenig zurückgepfeift. Keineswegs harsch oder unfreundlich, ganz im Gegenteil, von Reinhard Johler (dem damaligen 1. Vorsitzenden) durchaus österreichisch konzilient und behutsam, aber doch immerhin. In Jolders offizieller Rückmeldung war davon die Rede, dass der Vorschlag beraten und für gut befunden wurde, es habe allerdings auch leichtes Unbehagen wegen des Begriffs der »Oberflächenwissenschaft« gegeben samt dem Hinweis, dass man den Ball so der Kritik doch ein wenig auflege. Daran schloss sich die Bitte an, obwohl man durchaus sehe, dass dies ja auch die Pointe sei, im Titel etwas umzuformulieren.¹ – Gut, wir haben (zugegebenermaßen unter Murren) im Titel leicht

1 So Reinhard Johler sinngemäß in einer E-Mail am 1.3.2011.

umformuliert mit dem Ergebnis: »Äußerungen. Die Oberfläche als Gegenstand und Perspektive der Europäischen Ethnologie.«²

Heute bin ich um diese Reaktion des Hauptausschusses fast schon froh, denn diese Tagungstitelgeschichte ist bezeichnend und verrät selbst schon einiges über unser thematisches Anliegen. »Oberflächenwissenschaft« – das klingt und klang, wenn man es nicht gerade mit Edelmetallen oder Nanopartikeln zu tun hat³, unter strategischen Gesichtspunkten offenbar zu gefährlich. Mit der Besonderheit, dass das Problem in diesem Fall nicht ein gähnender Abgrund, sondern im Gegenteil dessen Abwesenheit zu sein schien: Man wünschte sich offenbar geradezu das Einsinken oder gar den Sturz in die Tiefe.⁴ Warum eigentlich? Die Oberfläche hat ein Imageproblem.⁵ Es gibt dafür einige sprachliche Indizien.

- 2 Gedruckt findet sich der cfp hier: Äußerungen. Die Oberfläche als Gegenstand und Perspektive der Europäischen Ethnologie (Call for Papers). In: *dgv-Informationen Folge 120, 2011, H. 4, S. 23–24.*
- 3 Vgl. <http://materials.unileoben.ac.at/de/1373/> – (Zugriff: 20.8.2012): »Oberflächenwissenschaft beinhaltet grundlegende experimentelle und theoretische Werkstoffwissenschaft, um ein besseres Verständnis der Phänomene an Oberflächen zu erlangen. Hierbei beinhaltet der Begriff Oberfläche auch Grenzflächen in Feststoffen, wie sie z.B. vermehrt in Nanostrukturen auftreten, und Grenzflächen zu Flüssigkeiten, Gasen (z.B. Oxidation) und/oder Vakuum.« Auch: http://www.fwf.ac.at/de/public_relations/press/nanowissenschaften.html – (Zugriff: 30.4.2013).
- 4 Zur semantischen Ambivalenz der Tiefe/Abgrund-Metapher vgl. auch Alfred Doppler: *Der Abgrund. Studien zur Bedeutungsgeschichte eines Motivs.* Graz u.a. 1968.
- 5 Gleichwohl (oder vielleicht gerade deshalb?) haben Konzept wie Begriff der Oberfläche in den vergangenen Jahren aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven Aufmerksamkeit erfahren. Vgl. hierzu: Hans-Georg von Arburg u.a. (Hg.): *Mehr als Schein. Ästhetik der Oberfläche in Film, Kunst, Literatur und Theater.* Zürich, Berlin 2008; Mirjam Goller, Guido Heldt, Brigitte Obermayr u.a. (Hg.): *Oberflächen (=Plurale. Zeitschrift für Denkversionen, 0),* Berlin 2001; Hans Jürgen Balmes, Jörg Bong, Helmut Mayer (Hg.): *Tiefe Oberflächen (=Neue Rundschau 113, 2002, H. 4);* ferner: Monika Wagner: *Berlin Urban Spaces as Social Surfaces: Machine Aesthetics and Surface Texture.* In: *Representations 102, 2008, S. 53–75* (Kunstgeschichte); Hans-Georg von Arburg: *Alles Fassade. »Oberfläche« in der deutschsprachigen Architektur- und Literaturästhetik 1770–1870.* München 2008; Thomas Eder, Juliane Vogel (Hg.): *Lob der Oberfläche: Zum Werk von Elfriede Jelinek.* München 2010 (Literaturwissenschaft) sowie: Claudia Benthien: *Die Tiefe der Oberfläche. Einführung.* In: Dies.: *Haut. Literaturgeschichte-Körperbilder-Grenzdiskurse.* Reinbek bei Hamburg 2001, S. 7–24 (ebenfalls Literaturwissenschaft).

Das Imageproblem der Oberfläche

Einen Menschen als oberflächlich zu bezeichnen ist kein Lob, oberflächliche Freundlichkeit gilt als wenig wertvoll, schürt Misstrauen und Zweifel. Auch Formulierungen wie »bei oberflächlicher Betrachtung« oder »an der Oberfläche« teilen ein pejoratives Moment. Die Oberfläche wird offenbar als Ort der Täuschung, der Halbherzigkeit, der Illusion vielleicht sogar der Lüge, zumindest aber der minderen Relevanz konzipiert. Alles, was »Fassade« oder »vordergründig« genannt wird, erhält gerne den Zusatz »nur«: alles nur Fassade, alles nur an der Oberfläche. Mitgedacht wird hier eine Dichotomie zwischen Oberfläche und Tiefe, außen und innen, sichtbar und unsichtbar, Schein und Sein und dann parallel dazu bewertend eben auch unwichtig und wichtig, uneigentlich und eigentlich. Die Eigentlichkeit, die Wahrheit, die größte Relevanz wird nicht an der Oberfläche imaginiert, sondern woanders: Der Kern der Sache, Tiefgründigkeit oder »des Pudels Kern«, auch das, »was die Welt im Innersten zusammenhält« – das alles genießt größte Wertschätzung und steht, wo auch immer es zu finden sei, der Oberfläche angeblich diametral entgegen.⁶ Die Begriffe der Tiefe und der Oberfläche bilden ein Metaphernpaar, das im traditionellen abendländischen Denken eindeutig als Wertekontrast codiert wurde, dies hat der Philosoph Thomas Rolf herausgearbeitet.⁷ Der Philologe Hans-Georg von Arburg identifiziert »Oberfläche« geistes- und ideengeschichtlich als prekären, »zwischen Affirmation und Disqualifikation« unentschiedenen »Unbegriff«, dem noch keine höheren Weihen in der Ästhetik zuteil geworden seien und dessen Gleichzeitigkeit von »terminologisch-wissenschaftlicher Unschärfe und thematisch-alltags-sprachlicher Virulenz« die Sache zusätzlich erschwere.⁸

Die Oberfläche genießt also, so hübsch sie auch sein mag, kein gutes Ansehen, sich zu ihr zu bekennen gleicht fast einem Suizid in Sachen Relevanz und Dignität, ihr zugeordnet zu werden beinahe schon einer Disqualifikation. Wer will schon als oberflächlich gelten? Eine

6 Vgl. hierzu auch: Von Arburg: Alles Fassade (wie Anm. 5), hier bes. S. 15–24 sowie: Vorwort. In: Von Arburg u.a. (Hg.): Mehr als Schein (wie Anm. 5), S. 7–11, hier S. 7.

7 Vgl. Thomas Rolf: Tiefe. In: Ralf Konersmann (Hg.): Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Darmstadt 2011, S. 463–476.

8 Von Arburg: Alles Fassade (wie Anm. 5), S. 16, 18, 19.

Oberflächenwissenschaft will die Europäische Ethnologie jedenfalls nicht sein, befassen wir uns doch mit Wesentlichem, Zentralem und Wichtigem – die Oberfläche bringt weder Ruhm noch Ehre noch Geld. Begriffsgeschichtlich verweist der Begriff der Oberfläche aus einer Logik der Optik gedacht auf das, »was sich dem Auge eines Beobachters unmittelbar darbietet.«⁹ Da Wissenschaft ganz allgemein jedoch nach einem intellektuell komplexen, mehrdimensionalen Wirklichkeitsverständnis strebt, wurde sie in vielen Disziplinen und Methoden »zu einem Begriff für eine von vorbewussten, impliziten oder latenten Mustern regierte Schicht des individuellen wie kollektiven Bewusstseins«¹⁰ – und damit in der Konsequenz negativ konnotiert.

Aber wenn dem so ist, wenn das Wichtige, das Wesentliche und Eigentliche innen zu finden sein soll und die Oberfläche jenes verdeckt und verhüllt, sie uns davon abhält oder in die Irre zu führen droht und sie deshalb unbedingt zu durchstoßen ist, um schließlich dorthin vordringen zu können, wo die wahren Schätze zu finden sind – wenn das so sein sollte, dann wäre diese Auffassung nur dann sinnvoll, wenn von einer grundsätzlichen Differenz zwischen Außen und Innen ausgegangen werden könnte. Das Innen wäre das eine, das Außen, das Äußerliche das andere – die beiden Sphären wären demnach voneinander entkoppelt und voneinander verschieden, zumindest voneinander unterscheidbar. Im Hintergrund eines solchen Denkens, und damit benutze ich selbst schon das Sprachbild des ›vorne‹ und ›dahinter‹, steht jedenfalls eine *Differenzhypothese*, die Auffassung eines Auseinanderklaffens von Außen und Innen.

Das mag im Einzelfall so sein, doch als generelle Annahme scheinen mir daran Zweifel angebracht. Und ein genauerer Blick auf die beobachtbaren Praktiken unseres kulturwissenschaftlichen Denkens und Arbeitens weist ebenfalls in eine andere Richtung. Dazu ein kursorischer Blick in die jüngere Fachgeschichte:

9 Ebd., S. 21.

10 Ebd., S. 23.

Die Europäische Ethnologie als Oberflächenwissenschaft

Martin Scharfe hat 2007 Kultur insgesamt als »Oberfläche«, als »Verhüllung, Verschleierung, Verkleidung, Maskierung«¹¹ bezeichnet – er folgt damit zunächst genau der eben skizzierten Denkfigur einer kategorialen Unterscheidung zwischen außen und innen, Oberfläche und Darunter, Blendwerk und Wahrheit. Scharfe nennt hierfür Beispiele aus dem Kleidungsverhalten, das als Verkleidungsverhalten erscheint, aber auch offen zur Schau gestellte religiöse oder politische Rituale. Solche Formen kultureller Praxis seien die sichtbare Oberfläche, geeignet, eine Botschaft zu fingieren, und darunter verberge sich oftmals das genaue Gegenteil – *Differenzhypothese*. Allerdings, so argumentiert Scharfe weiter, seien diese beobachtbaren Kulturphänomene nicht nur täuschende Hülle, sondern zugleich auch als Symptom des Verhüllten deutbar. Etwas raunend proklamiert er einen Zusammenhang zwischen dem Oben und dem Darunter: »Die Oberflächen-Welt läßt Ahnungen aufsteigen; [...] die Oberfläche selbst ist das Zeichen, ist die Hieroglyphe, die sich deuten läßt. In diesem Sinne ist das Verhüllende zugleich auch Symptom des Verhüllten – so wie der Rauch das verhüllt und zugleich anzeigt, was er verhüllt: das Feuer.«¹² Was Scharfe hier unter Rückgriff auf Nietzsche artikuliert, lässt sich semiotisch mit Bezug auf die Peirce'sche Zeichenlehre als indexikalisches Zeichen klassifizieren. Es gibt dabei einen kausalen Zusammenhang zwischen Ausdruck und Inhalt: Rauch und Feuer, Fuß und Abdruck sind hier die klassischen Beispiele. Ob es in der Kultur nun wirklich immer so kausal zugeht, mag dahingestellt bleiben, in jedem Fall artikuliert Scharfe jedoch die These eines engen Bezuges, einer Kopplung zwischen Oberfläche und dem Ganzen, er geht eben tatsächlich nicht von einer kategorialen Differenz, sondern von einer engen Verbindung aus – und folgt damit eher einer *Kopplungs- oder Kongruenzhypothese*.

Und damit befindet er sich in bester, nicht nur volkswissenschaftlicher Gesellschaft. Unsere empirisch-kulturwissenschaftliche Arbeit fußt auf der Annahme, dass die unmittelbar zugänglichen Phänomene, die

11 Martin Scharfe: Kultur als Oberfläche. Zur methodischen Not und Notwendigkeit, in die Tiefe zu gelangen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXI/110, 2007, S. 149–156, hier S. 150.

12 Ebd., S. 152.

wahrnehmbare kulturelle Oberfläche also, eben gerade nicht isoliert und abgekoppelt für sich stehen, sondern dass sie als Zeichen auch für anderes stehen, es mithin enge Zusammenhänge und Bezüge zwischen der Oberfläche und dem Inneren gibt – so komplex und widersprüchlich diese Zusammenhänge auch sein mögen. Oberflächenphänomene gelten uns tatsächlich als deutungsbedürftige und deutungswürdige Äußerungen – sonst würde das ganze kulturwissenschaftlich-interpretatorische Schaffen keinen Sinn ergeben. Der Beispiele sind hierfür Legion: Utz Jeggle etwa hat sich bei seiner Beschäftigung mit der Rolle des Unbewussten in der Kultur immer wieder bemüht, »die Logik der äußeren Welt mit der Regelmäßigkeit der inneren Welt in Bezug zu setzen«¹³ – natürlich unter der Annahme, dass dies bei allen Schwierigkeiten und Fallen doch prinzipiell möglich und ein aussichtsreiches Unterfangen sei. Das ganze Bourdieu'sche Habituskonzept ist in seiner kulturwissenschaftlichen Anwendung gerade deshalb so beliebt geworden, weil es genau diese Kongruenzvorstellung zwischen Sichtbarem und Sozialstruktur, gewissermaßen unter der Oberfläche Befindlichem impliziert: Der Habitus als Ensemble an Kulturphänomenen indiziert, repräsentiert (und reproduziert!) einen soziokulturellen Ort, ist damit also als Äußerung für Anderes lesbar – und damit eng an dieses Andere gekoppelt.¹⁴ Die Oberfläche und der ganze Rest sind eben nicht voneinander unabhängig zu denken, vielleicht sogar kategorial gar nicht voneinander zu unterscheiden. Kultur ist hier nicht »nur« Hülle oder »nur« Fassade, sondern – ganz frei von allen abwertenden, die Oberfläche diskreditierenden Zusätzen – der sichtbare und Bedeutung tragende Ausdruck einer komplexen erforschbaren Wirklichkeit.

Das immer wieder hergenommene Bild Sigfried Giedions von der Sonne, die sich im Kaffeelöffel spiegele, meint ja genau dieses: den Verweis vom Kleinen aufs Große, vom scheinbar Marginalen aufs Wesentliche, aber auch vom Äußerlichen aufs Eigentliche.

13 Utz Jeggle: Inseln hinter dem Winde. Studien zum »Unbewussten« in der volkskundlichen Kulturwissenschaft. In: Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Wien, Köln, Weimar 2003, S. 25–44, hier S. 38.

14 Zur Zurückweisung der Innen-Außen-Differenz und dem kulturtheoretischen »sozialen Regelholismus« bei Bourdieu vgl. Andreas Reckwitz: Kulturtheorie, Systemtheorie und das sozialtheoretische Muster der Innen-Außen-Differenz. In: Zeitschrift für Soziologie 26, 1997, H. 5, S. 317–336, hier S. 318.

Genau betrachtet sind dies zwei verschiedene Denkfiguren, um die es hier geht: der Schluss vom Kleinen aufs Große und der Schluss vom Äußeren aufs Innere. Das ist nicht ganz dasselbe, aber sie haben insofern viel miteinander zu tun, weil sie für uns disziplinär und fachgeschichtlich gesehen in derselben alten Wunde bohren, die da heißt: Vorwurf des Relevanzdefizits. Die Ausstattung alltagskultureller Phänomene mit wissenschaftlicher Dignität ist ein Dauerprojekt, mit Riehls als programmatisch betrachtetem Appell von 1859 so alt wie die Wissenschaft Volkskunde selbst.¹⁵ Unvergessen ist etwa der spöttische Verriss des dgv-Kongresses »Natur und Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt« 1999 in Halle durch den Literaturkritiker Richard Kämmerlings in der FAZ, er beginnt mit den Worten: »Die Volkskunde ist eine Wissenschaft vom ganz Kleinen, die so gern über das große Ganze reden würde.«¹⁶ Unter dem Titel »Plapperkrähen kriegen kein Telegramm« fragt er: »Wer braucht die bunten Vögel?« und im Text selbst taucht die bissige Vermutung auf, dass der Mähdrescher Konstruktivismus außer Phrasen wenig zu dreschen haben könnte. Hier sind beide Topoi in schmerzhafter Dichte versammelt: der Vorwurf des klein-klein und das leere Geplapper, die hohlen Phrasen, die bunten Federn, die die Substanz vermissen lassen, sprich: die Oberflächlichkeit, das »nichts dahinter«.

Der gemeinsame Fluchtpunkt all dieser Sprachbilder und Vorhaltungen ist – ebenso etwa wie der Vorwurf des Deskriptivismus oder Positivismus ohne analytischen Anspruch – das Schreckgespenst der Irrelevanz. Der eigentliche Gegner ist der Vorwurf der Bedeutungslosigkeit, gegen den sich das Fach immer wieder zu wehren hatte. Götz Bachmann etwa spricht von einem trotzigem Selbstbewusstsein gegenüber den benachbarten und größeren Disziplinen, er diagnostiziert in seiner Abhandlung über Wege und Irrwege inhaltlicher Nobilitierungsversuche gar den »Geltungsdrang eines abseitigen und machtlosen

15 Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl: Die Begründung der Volkskunde als Wissenschaft. In: Gerhard Lutz (Hg.): Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin 1958, S. 23–37, hier: S. 29.

16 Richard Kämmerlings: Plapperkrähen kriegen kein Telegramm. Wer braucht die bunten Vögel? Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde tagt in Halle. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) vom 13.10.1999, Nr. 238, S. 54.

Faches.«¹⁷ Und deshalb provoziert der Begriff der Oberflächenwissenschaft einerseits auch, weil er genau diese unleidige Assoziation wach ruft.

Andererseits: Martin Scharfe hat 1995 bei seiner Marburger Antrittsvorlesung »Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur« ein programmatisches Hohelied auf genau dieses Ernstnehmen der so genannten Bagatellen als Spezifik seiner Disziplin gesungen, er hat diese Denkfigur fachgeschichtlich rekonstruiert und zur Charakterisierung seines Interessenfokus auch ganz explizit die Vokabeln der Außenhaut bzw. der Oberfläche mobilisiert.¹⁸ Und auch in Giedions Bild ist es ja interessanterweise gerade die glatte Oberfläche des Löffels, die als Spiegel dient und den Blick auf die Sonne ermöglicht. Zu weit sollte man diese Analogiesetzungen und die begeisterte Entdeckung von Entsprechungen allerdings nicht treiben – Vorsicht und Skepsis sind durchaus angebracht. Bernd Jürgen Warneken hat 1995 eindringlich vor der vorschnellen und naiven Herstellung von so genannten »Schlüsselsymbolen« gewarnt, es sei nicht immer so einfach möglich, der »Totalität im Partikularen habhaft zu werden.«¹⁹ Es spiegele sich eben nicht immer alles in allem²⁰, und der kulturwissenschaftliche Versuch, die Bagatelle zur Essenz gewissermaßen hinaufzuinterpretieren könne ebenso verlockend wie abwegig sein, dies macht Warneken an einigen Beispielen, auch der eigenen Forschungspraxis²¹, sehr deutlich. Und doch kommt er zu folgender programmatischer Feststellung: »Es bleibt gewiss die Aufgabe der Kulturwissenschaft, nach kulturellen Artefakten zu suchen, in denen sich auch anderswo vorhandene bzw.

17 Götz Bachmann: Der Kaffeelöffel und die Sonne. Über einige Denkfiguren, die das Unbedeutende bedeutend machen. In: Rolf Wilhelm Brednich, Heinz Schmitt (Hg.): *Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur*. 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. Münster u.a. 1997, S. 216–225, hier S. 224, vgl. auch S. 216.

18 Martin Scharfe: *Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 91, 1995, S. 1–26, vgl. hier bes. S. 2, 21 f. und 25.

19 Bernd Jürgen Warneken: *Ver-Dichtungen. Zur kulturwissenschaftlichen Konstruktion von »Schlüsselsymbolen«*. In: Brednich, Schmitt (wie Anm. 17), S. 549–562, hier S. 553.

20 Warneken identifiziert eine solche Sichtweise als säkularisierten Nachhall eines neuplatonischen Symbolverständnisses, das eine universelle göttliche Ordnung zentral setzt, die sich dann in allem zeige (wie Anm. 19, S. 553).

21 Warneken (wie Anm. 19), S. 561.

breiter wirksame, aber weniger deutlich zutage tretende Intentionen oder Regeln verdichten und offenbaren.«²²

Bei aller Vorsicht, bei aller Umsicht: Auch Warneken bleibt einer grundlegenden *Kongruenzhypothese* zwischen Innen und Außen verpflichtet, denn die Annahme der Möglichkeit, vom einzelnen Artefakt auf Generelleres, auf größere Zusammenhänge schließen zu können, setzt eine solche Kongruenzannahme logisch voraus.

All diese Denk- und Arbeitsfiguren: vom Kleinen aufs Große, vom Äußeren aufs Innere, von der Peripherie aufs Zentrum, aber auch vom Gegenwärtigen aufs Historische zu schließen lassen sich in der Grundhaltung zusammenführen, die Carlo Ginzburg das Indizienparadigma genannt hat: »Wenn man die Ursachen nicht reproduzieren kann, bleibt nichts anderes übrig, als sie aus ihren Wirkungen zu folgern.«²³ Entscheidend ist hierbei ein semiotischer Blick auf die Phänomene, der diese als Zeichen²⁴ deutet und sie damit nicht nur interpretierbar macht, sondern den Dingen buchstäblich Bedeutsamkeit verleiht und so auch den gesamten Interpretationsprozess mit dem Nimbus der Relevanz ausstattet.

Die Analyse der Oberfläche bietet damit einen relevanten und aussagekräftigen Zugang zur Gesamtheit dessen, was mit Kultur bezeichnet wird. Wie sich diese Bezüge im Detail nun auch darstellen mögen: ob als Analogie, als Kontrast, als Widerspruch oder als komplexe Kombination aus alledem – wir gehen von ihnen aus, wir gehen auf sie ein, sie sind unser Thema.

Die Oberfläche, die materielle wie die kommunikative des Sozialverhaltens – denkt man etwa Rituale oder Verhaltensmuster wie Tisch- oder Grußsitten – ist der Ort, wo Darstellung und Repräsen-

22 Ebd., S. 553.

23 Carlo Ginzburg: *Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*. Berlin 2011, S. 38, dt. zuerst 1983, ital. zuerst 1979 erschienen.

24 Ob nun – um in der Peirce'schen Terminologie zu bleiben – indexikalisch/kausal, iconisch/ähnlich oder symbolisch/arbiträr ist dabei von nachgeordneter Relevanz. Es kursieren die oftmals synonym gebrauchten Begriffe Index, Indiz und Symptom, eine weiterführende Reflexion hat das Indizienparadigma in jüngerer Zeit auch unter dem Terminus der Spur erfahren: Sybille Krämer, Werner Kogge, Gernot Grube (Hg.): *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Frankfurt a.M. 2007. (Darin auch ein Text von Ginzburg, in dem er auf Kritik an seinem früheren Beitrag von 1979 [vgl. Anm. 23] reagiert.)

tation stattfinden. Diese Darstellungsleistungen sind an sich kulturwissenschaftlich interessant und untersuchenswert und vor diesem Hintergrund ist es auch wenig zielführend, eine kategoriale Unterscheidung zwischen echt und unecht, vordergründig und hintergründig aufrecht erhalten zu wollen.²⁵ Diese Abkehr von naiven Authentizitätssehnsüchten jenseits des aktuell Wahrnehmbaren hat unser Fach spätestens seit der Folklorismusdebatte schon längst vollzogen – selbst wenn die vollständige und rückstandsfreie Abkehr von solchen Sehnsüchten oftmals ein frommer Wunsch bleiben mag. Die allzu simple imaginierte Trennung in ein angeblich vordergründiges Außen und ein angeblich eigentliches Innen jedenfalls ist in unserem Fach seit geraumer Zeit überwunden.

Und all dies zeigt, wie zentral im kulturwissenschaftlichen Denken und Arbeiten die Annahme einer Querbezüglichkeit zwischen dem empirisch Wahrnehmbaren und dem, was jenseits davon vermutet wird, verankert ist. Wieso also die Oberfläche gering schätzen? Oder noch etwas zugespitzter formuliert: Wenn wir nicht von einer Kongruenz oder zumindest vielfältigen Bezügen zwischen außen und innen und damit der Relevanz der Oberfläche ausgingen, dann könnten wir es auch gleich bleiben lassen, mit der Erforschung der Kultur.

Zwei Tage später: Schlussbemerkungen

Ausgehend vom Begriff der Oberfläche haben wir uns in den vergangenen knapp zwei Tagen mit methodologischen und erkenntnistheoretischen Fragen befasst und diese an verschiedenen Einzelphänomenen diskutiert. Wir sind dabei schnell auf dichotome Begriffspaare gestoßen: Oberfläche – Tiefe, außen – innen, oben – unten, sichtbar – unsichtbar, auch etwa virtuell – real.

Genauso schnell ist deutlich geworden, dass wir kulturtheoretisch von solchen polaren Setzungen und Strukturen des Entweder-oder Abstand nehmen müssen, uns weder auf die eine oder andere Seite schla-

25 Darauf hat Stefan Hirschauer im Anschluss an Goffman hingewiesen, vgl. Stefan Hirschauer: Die Exotisierung des Eigenen. Kultursoziologie in ethnografischer Einstellung. In: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.): Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen. Wiesbaden 2010, S. 207–225, hier S. 218.

gen wollen und uns vielmehr in komplexen Zusammenhängen, dem Sowohl-als-auch bewegen.

Allerdings: Im Material unserer Erhebungen, im Feld begegnen uns solche Dichotomiesetzungen laufend, sie sind fester Teil der kulturellen Praxis und deshalb als solche kulturalanalytische Aufgabe.

Und: Es ist kaum möglich, in unserer eigenen Sprache den metaphorischen Gebrauch solcher Begriffe und Bilder zu vermeiden. Als analytische Begriffe sind sie hochproblematisch und allenfalls dann zu gebrauchen, wenn ihr Einsatz reflektiert geschieht. Und daher wäre auch dies die erste Forderung: Klarheit darüber zu erlangen, was wir genau meinen, wenn wir z.B. von Tiefe, Flachheit, Untergrund oder dem Unsichtbaren sprechen. Daran schließt sich unmittelbar eine weitere Frage an, nämlich die, ob wir unsere Befunde und Daten als Spuren lesen wollen oder nicht.

Wenn nicht, wenn wir es ablehnen zu deuten, arbeiten wir nicht interpretierend – sofern das überhaupt möglich ist, ich bin da ehrlich gesagt skeptisch – dann wäre aber die Frage zu beantworten, was stattdessen geschieht. Und wozu.

Wenn jedoch ja, wenn wir unsere Daten als Spuren fassen: Als Spuren wovon? Es scheint mir wichtig, nicht nur metaphorisch von der Tiefe zu sprechen, sondern auch zu konkretisieren, was wir dort entdecken zu können glauben, was dort als Erkenntnis mit Erklärungspotenzial zu finden wäre: Der Begriff der Struktur alleine führt hier noch nicht zu einer befriedigenden Klärung, viel interessanter ist eine konkretisierende Antwort darauf, worin genau denn diese Struktur bestehe bzw. worauf sie sich beziehe oder welche Dimension gesellschaftlicher Realität denn hier strukturiert und damit wirksam sei. Ganz verschiedene Antworten scheinen dabei möglich:²⁶ Ist etwa die Ökonomie und damit die Ungleichverteilung des Geldes gemeint? Oder die von Macht ganz allgemein? Geht es um Moral? Um Genderverhältnisse, die Triebkräfte im Menschen oder die Mechanismen der Sozialdistinktion? Ist vielleicht der *homo ludens*, also das Spielerische, am Werk? Oder wäre eine ganz andere, noch nicht genannte Dimension menschlichen Verhaltens zu nennen? Die hier genannten Kategorien wären allesamt – je nach Fall verschieden und auch in Kombination!

26 Vgl. hierzu auch die Bemerkungen von Elisabeth Timm in ihrem Beitrag in diesem Band.

– mögliche und plausible Antworten auf die Gretchenfrage nach dem Grund der Dinge – auf so unterschiedlichen Ebenen sie auch angesiedelt sind. Um ›richtig‹ oder ›falsch‹ kann es dabei auch gar nicht gehen, aber mit der genaueren Benennung dieser Kategorien, was fast schon einem *credo* gleichkommt, geben wir zumindest zu erkennen, wonach wir in unseren Forschungen suchen und welche Kräfte und Mechanismen wir für besonders relevant halten. Mit einer solchen Explizierung wird dann auch deutlich, wie wir uns Kultur jeweils denken, wo wir primäre Ursachen und wo sekundäre Effekte sehen und was unserer Meinung nach wenn nicht die Welt, so doch bestimmte Phänomene zu einem bestimmten Zeitpunkt motiviert und vielleicht auch zusammenhält. Oder anders herum formuliert: Ohne derartige Konkretisierungen bleibt die Rede von ›Tiefe‹ rein metaphorisch und unbefriedigend diffus. Die Frage nach der Tiefe zieht somit also unmittelbar die Frage an die Forschenden nach sich, worin genau sie denn basale *conditio-nes* der menschlichen Kultürllichkeit sehen: In der Machtausübung, der Selbstpositionierung, dem Streben nach Zugehörigkeit oder der Individuation? Mir scheint, dass Auseinandersetzungen über diese Ebene des Wirklichkeitsverständnisses, die natürlich rasch in den Bereich von Glaubenspositionen spielen können, oftmals etwas zu kurz kommen, und dabei doch notwendig, zumindest jedoch sehr erhellend wären. Die Metaphorik von Oberfläche und Tiefe wäre in diesem Sinn eine Einladung, hier genauer nachzudenken und dann auch Farbe zu bekennen. Dies kann sicherlich nicht a priori und nicht pauschal erfolgen, das ist Teil eines jeden spezifischen Themas und Forschungsprozesses, aber bei aller Offenheit, bei aller Dialogizität, bei aller Mehrstimmigkeit und Ambivalenz: Wenn wir uns irgendwann die Frage beantworten, welche Ursache(n) wir letztlich für die als Spuren aufgefassten Daten annehmen, dann legen wir zentrale Elemente unserer Welt- und Wissenschaftssicht offen, dann interpretieren wir, dann deuten wir und üben auch Deutungsmacht aus. Dazu gilt es dann zu stehen.

Und so möchte ich zusammenfassend und prospektiv fünf Gründe nennen, die dafür sprechen, sich mit der Oberfläche zu befassen, so wie es in dem vorliegenden Band geschieht:

- 1) Der erste ist der, dass eine kategoriale Trennung zwischen innen und außen schwierig, wenn nicht gar unmöglich oder absurd ist,²⁷ und dass der empirische Zugang sowieso immer auf das Zugängliche gerichtet sein muss. Alles Weitere ist im besten Fall Interpretation, im schlechtesten Spekulation. Das interpretative Paradigma, dem sich weite Teile der Kulturwissenschaften weiterhin verpflichtet wissen, erzwingt es geradezu, die so genannten Oberflächenphänomene als relevant und aussagekräftig zu würdigen. Es verbietet sich geradezu ein pejorativer Blick auf die Oberfläche, weil sie nicht isoliert zu denken ist.
 - 2) Der zweite Grund liegt darin, dass ganz unabhängig davon, wie die Oberflächenerscheinungen sich auch deuten oder interpretieren lassen mögen, sie selbst als komplexe Phänomene und Objekte des menschlichen Umgangs Interesse verdienen. Verschiedene Kunst- und Medienwissenschaften haben darauf schon vor einigen Jahren hingewiesen und sich mit der Oberfläche verstärkt unter vornehmlich ästhetischen Gesichtspunkten befasst, so wie es in diesem Band Elke Gaugele und Franziska Nyffenegger an Beispielen aus der Designgeschichte tun. Das Interesse an den Oberflächen korreliert mit dem *material turn*, dem angeblich neuen Interesse für Materialität, Haptik und Beschaffenheit – hier setzt der Beitrag von Sabine Kienitz über die Konflikte um urbane Pflasterungen in Landau an.
- 27 Der Versuch einer solchen kategorialen Trennung zwischen einem Innen und einem Außen hat eine ebenso lange Geschichte wie dessen Kritik (vgl. Rolf, wie Anm. 7). In Bezug auf das Freud'sche Modell etwa ist eine solche Kritik von Foucault, aber auch schon von Elias vorgebracht worden, wie Monica Greco ausführt: Homo Vacuus. Alexithymie und das neoliberale Gebot des Selbstseins. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hg.): Gouvernamentalität der Gegenwart. Frankfurt a.M. 2000, S. 265–285, hier S. 274. (Diesen Hinweis verdanke ich Reinhard Bodner.) Zu den seinerzeit provokanten Bekenntnissen Andy Warhols zur Oberfläche samt der impliziten Negierung von ›Tiefen‹, ›Intellektualität‹ und ›Kultiviertheit‹ (»Wer alles über Andy Warhol wissen will, braucht nur die Oberfläche anzusehen, die meiner Bilder und Filme und von mir, und das bin ich. Da ist nichts dahinter.«) vgl. Stefana Sabin: Andy Warhol. Reinbek bei Hamburg 1992, S. 84; zu zentralen jugendkulturellen Entsprechungen zu diesem Motiv vgl. Dieter Baacke: Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung. Weinheim, München 2007, S. 220–223.

Derartige Ansätze weisen darauf hin, dass die Oberfläche nicht nur darstellt und repräsentiert, sondern sie selbst auch der Ort ist, wo gewissermaßen die Musik spielt: Unter performativitätstheoretischer Perspektive etwa entsteht Wirklichkeit ja gerade und erst im handelnden Vollzug, z.B. des Zeichengebrauchs oder der sozialen Interaktion. Aus diesem Grund bietet der Oberflächenbegriff Anlass für methodologische Reflexionen, die auch in diesem Band zu unterschiedlichen Standpunkten im Spektrum der Positionen zwischen interpretativen Tiefenbohrungen und flächenartigen Vernetzungsbeobachtungen führen:

Jens Wietschorke fasst einige Paradigmen fachgeschichtlich zusammen. Gudrun König argumentiert historisch für die klare Zurückweisung eines Dichotomiedenkens von Oberfläche und Tiefe. Elisabeth Timm kommentiert neuere emergenztheoretische Zugänge innerhalb des Fachs und plädiert für das erkenntnistheoretische Potenzial des interpretativen Paradigmas als »bodenloses Spurenlesen«. Ina Dietzsch und Philipp Ullmann hingegen lassen sich von mathematischen Überlegungen zum Oberflächenbegriff leiten und transponieren diese in eine kulturwissenschaftliche Tonlage. Schließlich führen derartige methodologische Überlegungen auch zu konkreten Fallanwendungen: Sibylle Künzler unternimmt eine Oberflächenanalyse am Beispiel von Googles Geodaten- und Navigationsprogrammen, Alexa Färber thematisiert anhand des Bildbandes *Paris ville invisible* von Bruno Latour und Emilie Hermant eine ANT-inspirierte Stadtethnografie und Christoph Bareither erforscht Oberflächiges im Online-Computerspiel. Der Begriff des Ereignisses wird durch solche Zugriffe tendenziell auf- und der des Ausdrucks abgewertet, die sichtbaren Oberflächenphänomene gewinnen gegenüber einer diffusen Tiefe an Gewicht.²⁸

- 3) Dann drittens der Blick auf gegenwärtige Alltagskultur und die Konjunktur von Design in sachkulturellen Zusammenhängen: Benutzeroberflächen von elektronischen Geräten, die Haptik und das

28 Auch postmoderne Literaturtheorien richten das Interesse im Sinne von Intertextualität viel eher auf das beobachtbare Spiel der Zeichen als auf einen irgendwie gearteten tieferen Sinn. Für einen Überblick über derartige Ansätze vgl. Isabelle Stauffer, Ursula von Keitz: Lob der Oberfläche. Eine Einleitung. In: von Arburg u.a. (Hg.): Mehr als Schein (wie Anm. 5), S. 13–31, hier S. 13–16, 25.

Erscheinungsbild von Telefonen, Küchen oder Autos – das alles ist zunehmend relevanter geworden und mittlerweile sogar Gegenstand milliardenschwerer Gerichtsprozesse. Da sage noch jemand, die Oberfläche sei nebensächlich. Insgesamt erlebt die Materialität und die sensuell-haptische Dimension in vielen Marketingzusammenhängen und entsprechend auch in alltagskulturellen Praktiken eine wenn nicht neue, so doch gesteigerte Aufmerksamkeit: Der Siegeszug der Touchscreens ist dabei nur ein Beispiel, auch viele Produkte aus dem Haushaltsbereich, Kleidung sowie Möbel, Spielzeug oder Unterhaltungselektronik wären zu nennen, und das nicht nur im einschlägigen, besonders stark auf Materialität hin orientierten Manufactum-Katalog, sondern in einem weitaus breiteren Sinn. Berührung und damit auch die Oberfläche sind en vogue.²⁹

- 4) Viertens: Fasst man die Oberfläche wie in der Physik als Grenzfläche zwischen zwei Phasen, dann ist sie immer auch ein Ort der Begegnung, hier: zwischen Mensch und Ding, und muss zudem ein Fach, das sich explizit im »Dazwischen« verortet hat³⁰, gehörig neugierig machen. Der Philosoph Thomas Rolf jedenfalls resümiert: »Wo das Lob der Oberflächlichkeit angestimmt wird, argumentiert das Denken antimetaphysisch und vor allem antiesentialistisch.«³¹ – Für unser Fach nicht die schlechteste Option.
- 5) Und schließlich als fünfter Grund: Auch wir KulturwissenschaftlerInnen produzieren sorgfältig designte Oberflächen. Unsere Texte und Vorträge sind Repräsentationen und Verhüllungen unserer gedanklichen Schätze, blinder Flecken und Abgründe zugleich, die Beschäftigung mit der Oberfläche umfasst dann, wie es sich für eine moderne Kulturwissenschaft auch gehört, eine reflexive Wendung.

29 Vgl. Timo Heimerdinger: iTouch. Berührung als Schnittstelle zwischen Mensch und Material. In: Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider (Hg.): Stofflichkeit in der Kultur. Band zur 26. Österreichischen Volkskundetagung vom 10.–13. November 2010 in Eisenstadt (im Druck).

30 Klara Löffler (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Wien 1998 (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 20). Wien 2001, hier bes. S. 140–141.

31 Rolf (wie Anm. 7), S. 471.

